

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 71.

Berlin, Mittwoch den 14. Juni

1843.

Frankreich.

Pascal und die neue Ausgabe seiner Pensées.

Von Blaise Pascal, dem berühmten Klosterbruder von Port-Royal, giebt es bekanntlich zwei Hauptwerke: die Lettres Provinciales und die Pensées. Die ersteren, die gegen die Moral und Politik der Jesuiten gerichtet, gab er selbst heraus; die zweite Schrift dagegen, worin er die Haltlosigkeit der menschlichen Vernunft und die Nothwendigkeit des Glaubens nachzuweisen sucht und an der er bis zu seinem Tode arbeitete, hinterließ er nur im Manuskript: sie ist daher höchst verstümmelt und unvollständig auf uns gekommen. Herr Cousin will nun mit Hilfe des Original-Manuskripts, das sich unverändert erhalten hat, den Buchstaben der ersten Redaction, d. h. den Styl in seiner ursprünglichen Eigenthümlichkeit, die Idee in ihrer ersten Kühnheit wiederherstellen. Nie hat die Vernunft einen abgesagteren Feind gefunden, als den Verfasser der Pensées; die philosophischen Reigungen haben daher Herrn Cousin nicht zu dieser Arbeit geführt. Aber wir haben in Pascal nicht bloß einen Feind der Vernunft, wir haben auch einen ausgezeichneten Schriftsteller in ihm. Um das Interesse, das sich mit jenem Unternehmen verbindet, zu vertheilen, darf man nur an die Stellung, welche Pascal in der Geschichte der Französischen Literatur einnimmt, so wie an das Verhältniß der Pensées zu den Provinciales denken.

Es war dem Verfasser der Provinciales vorbehalten — und dies ist nicht der geringste Theil seines Ruhmes — die Sprache in dem raschen Laufe ihrer Umbildungen aufzuhalten und sie für immer zu fixiren. Man kann sogar sagen, daß diese Bestimmung ihm mehr als jedem Anderen zukam, weil gerade das Gepräge seines Geistes mit dem unterscheidenden Charakter der Französischen Literatur, mit dem eigenthümlichen Zuge des Französischen Geistes am meisten Aehnlichkeit hat. Die Haupt-Eigenthümlichkeit der Französischen Sprache besteht darin, daß sie Eigenschaften, die sich auszuschließen scheinen, im höchsten Grade in sich vereinigt, daß sie zugleich ein wunderbarer Dolmetsch der Phantasie und das sicherste Organ des gesunden Menschenverstandes ist. Diese widersprechenden Elemente nun, die sich im Schoß der Sprache mit einander verschmolzen, sie existirten vorher in dem großen Geiste dessen, der sie zuerst mit unumstößlicher Autorität sprach, dessen, der vor Anderen das hatte, was La Mettrie die Unfehlbarkeit der Feder nannte. Der Besitz dieser doppelten Gabe, die für die Seele so unglückbringend, für den Geist so ruhmvoll ist, diese Kämpfe der Phantasie und der Vernunft sind es auch, die im Leben Pascal's Glend, in der Literatur seine Größe bilden.

Pascal hatte auch schon in seinem Jahrhundert den Ruhm und das Ansehen, das er als Schriftsteller verdiente. Die ersten Hefte der Provinciales waren kaum erschienen, als an diesem neuen Zauber der Rede, an dieser Feinheit des Spottes, an dieser Rührtheit zumal, die bis dahin bei den Besten vermist wird, das Jahrhundert Ludwig's XIV. seine Sprache erkannte. Man hörte nur einen Ausruf der Bewunderung. Der alte Geist des Spottes, der von den Troubadours herübergekommen war, jener Rationalgeist, der sich schon in der Menippée mit Glück versucht, fand hier seinen Styl verbessert und verschönert, seinen definitiven Styl; die Französische Ironie hatte nun für immer ihre Waffe. Mit den letzten „Briefen“ kommt die Reihe an die Beredsamkeit; auch die Phantasie triumphierte, sie, die jetzt ihrer Form, einer einfachen, glänzenden und unsterblichen Form, sicher war. Man findet die berühmtesten Meister, Pascal's Schüler, einmüthig darin, diesen Vorzug besonnener Erfindung und geregelten Stils an ihm anzuerkennen. Racine kann „so viel Kunst und Nettigkeit“ nicht genug bewundern; Boileau setzt Pascal „über Alle“, und Frau von Sevigné sieht in ihm „die Hälfte alles Schönen“ (le mot de moitié à tout ce qui est beau). Der Einfluß jenes wunderbaren Buchs war unermesslich; alle Welt las es damals, und seitdem haben es Alle lesen wollen. Fénelon, dem der Geiſter des Pamphletschreibens eben so sehr widerstrebte, als der „schreckliche Irrthum“ des Jansenisten, selbst der sanfte Fénelon ließ sich von diesem Styl, von diesem „rührenden und anmuthigen Etwas“ bezaubern, und er wagte es nicht, diese gefährlichen Seiten den Händen seines königlichen Schülers zu entziehen: „Ich glaube“, schreibt er an Herrn von Beauvilliers, „es ist an der Zeit, daß der Prinz sie lese; er wird sie doch einmal früher oder später lesen; der große Ruf des Buchs wird es unmöglich machen, daß er sein ganzes Leben damit unbekannt bleibt.“ Dieser Ruf hat fortgedauert; das Buch ist jetzt einer der dauernden Glanzpunkte der Literatur, und die Geschichte des Herzogs von Bourgogne hat sich für Jeden wiederholt. So wenig Werth auch der Inhalt der Pro-

vinciales für die philosophische Schule des 18ten Jahrhunderts haben mochte, so wußte doch Pascal durch den Zauber seines Geistes auch in der Zeit der Lettres Persanes und des Candide das Feld zu behaupten. Die Unbankbarkeit, die selbst in das Gebiet des Geistes eindringt, ging hier nicht so weit, und Voltaire verhehlt nie seine Bewunderung für den Mann, welcher die Satire vor Boileau, die Komödie vor Molière und das Erhabene vor Bossuet gefunden hat: „Dies ist“, sagt er, „das erste geniale Buch, das in Prosa erschienen ist, und alle Gattungen der Beredsamkeit sind darin enthalten.“

Der Erfolg der Pensées war lange nicht so glänzend; eine Thatsache, die Herr Cousin anführt, ist hinreichend, diesen Gegensatz ins Licht zu setzen und zugleich das Verfahren der ersten Herausgeber der Pensées begrifflich zu machen, jene Weglassungen und Veränderungen, an welchen das Jahrhundert Ludwig's XIV. selbst wegen seines besonnenen Geschmacks und der Ruhe seines religiösen Glaubens bis zu einem gewissen Grade mitschuldig war. Zwei Werke von Pascal erblickten das Tageslicht unter der Regierung Ludwig's XIV. Das erste ist eine Satire gegen eine nur zu berühmte Gesellschaft, die der Verfasser selbst mit allem möglichen Standal herausgiebt; das zweite ist eine Apologie des katholischen Dogma's, die ein Sterbender hinterläßt und deren Fragmente die fromme Freundschaft Port-Royal's sammelt. Die Provinciales erscheinen 1656, als Bossuet noch unbekannt, als Fénelon noch ein Kind war; die Pensées sind 1669 gedruckt, als Bossuet schon berühmt geworden und Fénelon mit der Leidenschaft zur Literatur aus der Jugend heraustrat. Nun findet es sich, daß mitten in einem religiösen Jahrhundert und einer frommen Monarchie diese beiden großen Gelehrten sich nicht scheuen, das schon alte Talent des Pamphletschreibers zu loben, während sie keinen Platz finden, um die neuere Beredsamkeit, den nachgelassenen Geist des christlichen Apologeten zu rühmen. Wer wird glauben, daß dieses Schweigen rein zufällig ist? Ist es nicht vielmehr daraus zu erklären, daß die kampfshafte und unruhige Religion Pascal's seiner Zeit widerstrebte? Jener düstere und seiner selbst nicht sichere Glauben, jene bittere Frucht, die in der einsamen Region des Zweifels hervorgezogen, jene Frömmigkeit, die mehr ein Kind der Furcht als der Liebe ist, dieses Alles paßt wohl für eine Zeit, die so zerrissen ist wie die unsere, für einen bekehrten Faust oder Manfred; aber das war nicht das solide und einfache Christenthum Bossuet's, das war nicht jenes Bündniß der Vernunft und des Gefühls, das sich in Fénelon's und Malebranche's Geist gebildet. Weder die Mäßigkeit noch die Aengstlichkeit des Skeptizismus haben die Geister des 17ten Jahrhunderts, das vorzugsweise das Jahrhundert der Ordnung und Zucht war, zum Glauben getrieben. Man konnte damals, wie die Herzogin de la Vallière, die Schwächen des Herzens und die Sünden des Lebens in der Pönitenz abbüßen; aber das Bedürfniß, die Schwächen der Seele, die Verwirrungen des Geistes unter dem Bußgewande gut zu machen, fühlte Niemand. Weder die Gläubigen, noch die Freigeister des Jahrhunderts waren dazu gemacht, die ganze traurige und bittere Poesie der Pensées zu empfinden und zu verstehen; die Meisten hatten noch den ruhigen Glauben Bossuet's, Einige schon den lockeren Unglauben Voltaire's. Racine hat von Pascal gesagt: „Seine Pensées zeigen uns den tiefen Eindruck, den die großen Wahrheiten der Religion auf seinen Geist gemacht hatten.“ Dieser „tiefen Eindruck“ war ein Drama, das zum Schauplatz Pascal's Seele hatte, ein schreckliches Drama, dem das 17te Jahrhundert zusah, ohne es zu verstehen. Sowohl das 17te als das 18te Jahrhundert waren mit ihrem künstlerischen Taft mehr dazu geschaffen, die literarischen Schönheiten, den Styl selbst, den loben und gewagten, als den kränklichen Glauben der Pensées zu begreifen. Während die großen christlichen Kontroversisten des 18ten Jahrhunderts, Bergier und der Cardinal Orbil, es nicht wagten, sich auf die gefährliche Autorität Pascal's zu berufen, widerlegte Voltaire zu wiederholten Malen jenen erhabenen Misanthropen, der ihm, wie er sagt, auf den Ruinen seines Jahrhunderts noch aufrecht zu stehen schien. Als Condorcet, der von dem Manuskript der Pensées Kenntniß hatte, zum Besten seiner Partei eine vermehrte, aber perfide Ausgabe davon erscheinen ließ, kam von Berny ein ganzer Kommentar an, worin Pascal's religiöser Skeptizismus aufs neue mit Bitterkeit gegen die Religion gerichtet wurde. Das achtzehnte Jahrhundert mußte wohl das Rührende, das in diesen schmerzlichen Kämpfen liegt, in diesem Schauspiel einer Seele, die sich mit dem Zweifel herumschlägt, verkennen. Erst unserem Zeitalter, das so viele Prüfungen und Erschütterungen durchgemacht, erst dem unglücklich poetischen Zeitalter, das sich selbst in Faust und Childe-Harold gezeichnet, war das traurige Privilegium vorbehalten, diesen unruhigen Glauben, den Pascal mit Schrecken aus den Tiefen seines Geistes hervorgeholt, zu verstehen. Daher das besondere, aktuelle Interesse,

welches das Buch der Pensées für Frankreich hat. Es findet sich, daß der von Herrn Cousin wie ein Alter behandelter Schriftsteller ein Moderner und sogar in gewissen Beziehungen ein Zeitgenosse ist.

(Schluß folgt.)

Dänemark.

Karl XII. zu Stralsund und auf Rügen.

(Schluß.)

„Am Gottes Willen! — nehmen Sie sich in Acht, Herr!“ rief der Dragoner-Offizier, der dem Könige gefolgt war, und indem er ihn beim Arm nahm, riß er ihn mit Gewalt von der Brustwehr herunter.

„Eiender Feigling, das kostet Dir Dein Leben!“ sagte Karl, vor Wuth mit den Zähnen knirschend, während er sich vom Schnee aufraffte.

„Zurück, Herr! — Eilen Sie!“ stöhnte ein so eben athmenlos herbeistürzender Adjutant. „Der Feind bricht in Massen aus dem Lager hervor, und hier sind Sie dem groben Geschütz am meisten ausgesetzt.“

„Still dort, wenn Euer Leben Euch lieb ist!“ antwortete Karl, und seine Augen schienen Funken zu sprühen. „Ich fürchte die Kugeln nicht, — sie können Karl XII. nichts anhaben.“

Kaum hatte er ausgesprochen, da knallte es an der einen Seite, und ein Hagel von Gewehrkugeln pfliff durch die Luft; der Adjutant sank, von einer Kugel durchbohrt, entseelt nieder. Mit einem betäubenden Hurrahgeschrei brach ein Jütändisches Infanterie-Regiment im Sturmschritt aus den Vorschanzungen hervor; mit unwiderstehlicher Gewalt stürzten sich die kräftigen Leute auf ihre alten Erbfeinde und trieben sie mit schweren Kolbenschlägen zurück.

Da donnerte es plötzlich auch auf der anderen Seite, und sogleich schlugen mehrere Kanonenkugeln neben dem Könige vernichtend ein. Dies veranlaßte ihn endlich, dem Feinde den Rücken zu kehren. Umringt von mehreren Offizieren und einem halben Hundert seiner Veteranen, schlug er den Weg ein, auf welchem er gekommen, während der Rest seines zusammengeschmolzenen Heeres mit Zurücklassung der Geschütze nach allen Richtungen flüchtete.

Eine halbe Meile vom Kampfsplatze machte der König Halt. Er setzte sich auf einen aus dem Schnee hervorragenden Stein und sah mit einem zornigen Blick nach demselben Lager seiner Feinde, von welchem aus noch hin und wieder ein Schuß in die Nacht hinaus knallte, und wo die Trommeln wirbelten und Trompetensignale ertönten. Langsam durchliefen hierauf seine Augen den Kreis seiner Begleiter, die ihn mit banger Besorgniß anblickten.

„Zum Satan, seyd Ihr noch da?“ rief er plötzlich und streckte seinen Arm gegen einen Dragoner-Offizier aus, der einige Schritte von ihm stand. „Ich dachte, Ihr hättet wohlweislich den Tod gesucht, um meine Vergebung zu gewinnen.“

„Den hab' ich auch gesucht“, versetzte der Offizier verlegen, und indem er sich mit militärischen Anstande ein wenig nach vorn bog, fügte er hinzu: „Ew. Majestät wollen jedoch entschuldigen — ich glaubte, Sie auf der Flucht nicht verlassen zu dürfen —“

„Ha! Ihr spottet noch Eures Königs und Herrn“, fiel Karl mit steigender Heftigkeit ihm in die Rede. „Es ist Eure Schuld, Ihr verwünschte Memme, daß ich den Maulwurfsbügel nicht übersprang, und Ihr verdient die Kugel, — denn, Satan! habt Ihr nicht die Hand an Euren König gelegt?“

„Vergebung, gnädigster Herr“, stammelte der Offizier und bog das Knie. — „Es geschah nur, um Ew. Majestät das Leben zu retten.“

„Mein Leben, — ha ha ha!“ rief der König mit einem konvulsivischen Gelächter, — „das hat keine Noth! — Da Ihr aber ein Feigling seyd, der, anstatt seinem Könige auf dem Wege der Ehre zu folgen, ihn mit brutaler Gewalt zurücktreibt, und da Ihr jetzt mit zitternden Gliedern vor mir steht, so soll Euch nicht die Ehre werden, durch eine Kugel zu sterben, sondern Ihr sollt Prügel haben, wie ein elender Lump, und bei nächster Gelegenheit als Gemeiner ins Glied gesteckt werden.“

Murrend traten die den König umgebenden Offiziere einen Schritt zurück, der Dragoner-Lieutenant aber sprang auf und richtete sich wie drohend empor.

Mit funtensprühenden Blicken rief Karl XII.: „Was ist das? — Wer wagt zu murren, wenn der König spricht? — Tretet vor, Oberst Schwerdt“, sagte er alsdann zu einem ergrauten Offizier, der seinen Unwillen am bedeutendsten zu erkennen gegeben, — „zieht Euren Degen und gebt dieser Memme zwölf Klagenhiebe. — Ha! Ihr wollt nicht? — Jetzt befehle ich es Euch!“

Zögernd gehorchte der Oberst.

Der Dragoner-Offizier stand wie vom Donner getroffen; er schien plötzlich an allen Glieder gelähmt und empfing die entehrende Strafe, ohne sich zu rühren.

Gleich darauf eilte der König mit seinen Begleitern davon, — der Dragoner-Offizier blieb allein zurück. Er wandte sich mit einem glühenden Blick nach dem Dänischen Lager, — rathgierige Gedanken schienen ihm durchs Herz zu gehen; endlich fuhr er sich nach einem langen inneren Kampfe mit der Hand über die Stirn und stürzte den Anderen nach.

Mit genauer Noth entkam Karl XII. nach Stralsund hinüber. Obgleich er den auf Rügen zurückbleibenden Truppen den bestimmten Befehl hinterlassen, ihre Posten bis aufs Aeußerste zu verteidigen, so ergaben sich doch 2000 Mann mit 100 Offizieren dem Könige von Dänemark, der sie mit Milde be-

handeln und ihnen Lebensmittel reichen ließ. Die Insel war daher erobert, und die Verbündeten vereinigten nun ihre ganze Macht vor Stralsund, dessen Wälle jetzt den König von Schweden und die Reste seines einst so siegreichen Heeres umschlossen.

Die Belagerer kamen zwar der Stadt immer näher und schlossen sie von allen Seiten immer dichter und dichter ein, aber noch war keine Bresche geschossen, noch war kein Außenwerk genommen, und die Belagerung schien sich in die Länge ziehen zu wollen. Da fand sich eines Abends ein desertirter Schwedischer Dragoner-Offizier im Sächsischen Hauptquartier ein und verlangte, sogleich zum General-Lieutenant Sedendorf geführt zu werden. Die Uniform des Ueberläufers war alt und abgenutzt, sein Blick unsicher, fast wild, sein Gesicht verzerrt. Obschon dieser Besuch ein wenig verdächtig schien, ließ der General den Offizier doch hereinführen, und nach einer kurzen Unterhaltung mit demselben schickte er plötzlich mehreren Regimentern den Befehl, sich zu einem nächtlichen Zuge in Bereitschaft zu setzen. Augenblicklich aber wurden ein paar hundert Mann nach dem sogenannten Trübser-Thor betaschirt, wo sie mit vielem Trommeln und Schießen einen falschen Angriff machten, der — wie man erwartet — den Festungs-Kommandanten veranlaßte, die Hauptmasse der Garnison nach diesem Punkt zu dirigiren.

Während der Zeit marschirte indeß der General Sedendorf in aller Stille mit 4000 Mann nach dem Franken-Thor. In der Dunkelheit bemerkte man eine hohe Gestalt, die dem General mit unsicherem Schritt voraufging. Als die Spitze der Kolonne an die Stelle kam, wo der Ball an dem hohen, steil abfallenden Ufer endet, waltete die Gestalt durchs Wasser und umging auf diese Weise die äußersten Flanken der Soldaten, und bald waren sie alle hinter dem Befestigungswerke verschwunden.

Gleich darauf vernahm man das Anrufen der feindlichen Schildwachen, und plötzlich knallte eine Gewehrsalve los; dieser folgte ein donnerndes Hurrah, und nun entspann sich ein lebhafter, aber kurzer Kampf. Das angegriffene wichtige Außenwerk hatte nämlich eine Besatzung von 1000 Mann, die mit einer unbefreiblichen Bestürzung den Feind plötzlich aus dem Meere emporsteigen sahen. Schnell griffen sie zu den Waffen und leisteten tapferen Widerstand; die Uebermacht war indeß zu groß. Nachdem 400 Schweden in dem mörderischen Handgemenge gefallen, streckten die übrigen das Gewehr. Sedendorf besetzte das Außenwerk und richtete die 23 Feuereschünde, welche er in demselben vorfand, gegen die Stadt, deren Garnison am nächsten Morgen mit Erstaunen und Furcht bemerkte, daß man sie aus ihren eigenen Kanonen beschuß.

Mehrere Versuche zur Wiedereroberung dieses Außenwerks wurden gemacht, — stets sahen sich die Schweden jedoch mit großem Verlust zurückgeschlagen.

Gegen Ende des Monats Dezember ließ sich Karl XII., dessen unruhigem Geiste Stralsund einen viel zu beschränkten Wirkungskreis bot, endlich überreden, nach Schweden zurückzukehren. Mit dem Fassen des Entschlusses war es jedoch nicht abgethan, die Ausführung desselben schien fast unmöglich. Die Ostsee wimmelte in der Nähe und Ferne von Dänischen Kreuzern, und mit jedem Tage drohte der Winter, das Fahrwasser mit einer Eisrinde zu bedecken und völlig unfahrbar zu machen. Nun wollte Karl aber einmal fort, und da war keine Gefahr im Stande, ihn zurückzuhalten.

Am 21. Dezember 1713 mit Tagesanbruch, während ein dichter, eifiger Nebel die Küsten bedeckte und bereits eine dünne Eisbede anfang, den Weg zu versperrten, bestieg er mit wenigen Begleitern eine Schaluppe und folgte einer mit seiner Bagage befrachteten und ihm den Weg bahrenden Jacht, deren Mannschaft bereits in der Nacht mehrere Stunden damit beschäftigt gewesen, einen Kanal bis in die offene See ins Eis zu hauen.

In der Entfernung von einer kleinen Viertelmeile entdeckte man, trotz des Nebels, bald die Masten einer Dänischen Fregatte; aus allen Kräften ruderten daher die Seelente, um aus dem Kanal zu kommen, ehe der Nebel sich verzöge und sie dem Wachtschiff verriethe. Plötzlich bemerkten sie mit Verwunderung einen Rachen, der, so viel der Nebel zu unterscheiden gestattete, vor ihnen her von einem einzigen Manne, und zwar einem Dragoner-Lieutenant, gerudert wurde. In der Meinung jedoch, es sey Jemand von des Königs Gefolge, der den Auftrag erhalten, das Fahrwasser zu rekonosziren, kümmerte man sich nicht weiter um ihn.

Als die Schaluppe so eben den Kanal verlassen wollte, zertheilte sich plötzlich der Nebel, und man erblickte auf Kanonenschuß-Entfernung die geöffneten Stülpforten des Dänischen „weißen Adlers.“

Der Rachen hatte bereits die See erreicht; jetzt machte der Dragoner-Offizier eine andere Wendung und ruderte aus allen Kräften, augenscheinlich, um so schnell wie möglich die Fregatte zu erreichen, auf deren Verdeck man nun einige Gestalten hin und her eilen sah. Zur Schaluppe drang der scharfe Ton der Bootsmannspfeife hinüber; es bligte an der Seite der Fregatte an verschiedenen Punkten, und einige Kugeln sausten über die Wasserfläche; eine davon schlug in den Rachen, dessen Trümmer im nämlichen Augenblicke den Meeresspiegel bedeckten; der Dragoner-Offizier aber tauchte noch einmal empor und kam alsdann auf den eisigen Wogen nicht wieder zum Vorschein.

Sobald die Schaluppe den Kanal verlassen, näherte sie sich auf Karl's Befehl der Jacht, und mit einem kühnen Sprunge begab sich der König an Bord derselben. Ein günstiger Wind erhob sich und füllte die Segel des leichten Fahrzeuges, das jetzt seine Richtung nach Norden nahm; die Nebelwolken aber zogen desselben Weges, als wollten sie gleichsam den königlichen Flüchtling hinter ihrem melancholischen Schleier verbergen.

Der Befehlshaber des „weißen Adlers“ ahnte nicht, welchen hochwichtigen Passagier jene kleine Jacht nach Schwedens Küste hinüberführte, sonst würde

er sicher sein Ankertau gekappt und wahrscheinlich Karl XII. nach Kopenhagen gebracht haben, womit der Krieg wohl beendet gewesen wäre. Doch noch einmal wollte das Glück dem kühnsten, zugleich aber auch leichtsinnigsten Fürsten seines Jahrhunderts zulächeln, und richtete es daher so ein, daß Karl's gefährlichster Feind, der Capitain Bessel^{*)}, am Tage zuvor zwei nach Stralsund bestimmte, mit Waffen und Munition besetzte Schwedische Schiffe genommen hatte, und um diese nicht im Stich zu lassen, bekümmerte er sich um die dem Anschein nach unwichtige kleine Jacht nicht weiter.

Aegypten.

Die Koptische Sprache.

Seitdem durch Entdeckung der phonetischen Hieroglyphen auf den Denkmälern aus Alt-Aegyptischer Zeit die wesentliche Identität des Koptischen, einer jetzt auch schon aus dem Leben verschwundenen Sprache, mit dem Alt-Aegyptischen vollkommene Bestätigung erhalten hat, ist jenes Idiom ein Gegenstand weit höheren Interesses geworden.

Seine ungemaine Verschiedenheit von den bekannteren Sprachen Afrika's und Asiens läßt in dem Koptischen ein isolirtes Denkmal aus grauer Vorzeit erkennen. Viele Wurzelwörter der Sprache zeigen zwar in Laut und Bedeutung große Uebereinstimmung mit denen anderer Sprachenstämme, besonders des Semitischen^{**)}, und manche grammatische Erscheinung läßt vielleicht auf entfernte Verwandtschaft mit dem letztgenannten Stamme schließen; betrachtet man aber die Sprache in ihrer totalen Entwicklung, so ergibt sich, daß eine solche Verwandtschaft wenigstens weit jenseits aller Geschichte liegen müsse. Ihre Kenntniß hat zur richtigen Erklärung verschiedener, im Alten Testament vorkommender Aegyptischer Wörter geführt und, was besonders interessant, einige, lange Zeit für Hebräisch gehaltene Wörter dem Aegyptischen vindicirt; der Pharaos des Pentateuch ist ohne Zweifel das Aegyptische uro (König) mit dem Artikel derselben Sprache (phuro); und in dem Aegyptischen pehemou (Wasser-Däse, Hippopotamus), aus dem Artikel, dem Worte ehe, Däse, und mou, Wasser, finden wir das Ungeheuer Behemoth wieder, welches im Buche Hiob beschrieben ist. Zwar giebt dieses Wort nach der Form, die es dort erhalten hat, auch den Sinn: Thiere (Plural von behemä, Hebr. Thier), und hat eben darum sonst für einen Hebräischen „Majestäts-Plural“ gegolten; allein man kennt die Tendenz aller Völker, aufgenommenen Fremdwörter so zu modifiziren, daß sie auch in der Muttersprache einen Sinn geben.

In den Perioden der Griechischen und der Römischen Herrschaft, zum Theil auch wohl früher, ist eine große Anzahl Griechischer Wörter ins Koptische eingebracht, die sich meistens schon auf den ersten Blick als solche zu erkennen geben, indem sie entweder ganz unverändert oder doch wenig verändert aufgenommen sind und ihr vaterländisches Gepräge mitgebracht haben, daher es nur einem „Litanischen Sprachen-Pfuschler“ beikommen könnte, solche Wörter für gemeinsamen Ursprung des Aegyptischen und Griechischen erklären zu wollen. Der Spiritus lenis vor dem Anfangs-Vokal Griechischer Wörter verwandelt sich beim Uebergang ins Koptische gern in den Kehllaut Fori, der jedenfalls härter war: so wird *ἄνις* zu ghelphis oder helpis; *σλήνη* zu ghirene. Umgekehrt erscheint in Aegyptischen Wörtern, die mit Fori anfangen, ein bloßer Spiritus lenis, wenn sie von Griechen geschrieben werden: so entspricht dem Namen Apis das Koptische ghapi oder hapi, Stier.

Während uns aber in den Texten dieser Sprache (größtentheils Bibel-Übersetzungen) so manches Griechische Wort als freundlicher Stern entgegen schimmert, machen seine Koptischen Kameraden einen desto schauerlicheren Eindruck. Kein lebendiger Odem, ein Hauch aus den „Tiefen Aegyptischer Gräfte“ scheint diese Sprache zu durchwehen. Die öftere Gruppierung harter Konsonanten, besonders Gurgelstöne, und die vorherrschenden dunkeln oder dumpfen Vokale (mögen sie nun einzeln oder, wie in uo, du, udu, zu Diphthongen und Triphthongen verbunden und begeben, erinnern an den „Ankerknur in Teichen“, und kaum dürfte irgend eine andere Sprache den Schattten der Homerischen Unterwelt, nachdem sie schwarzes Blut geloset, besser angestanden haben, als die Koptische. Das für unsere Europäischen Organe schon beinahe zu ernsthafte Hebräisch klingt nicht selten heiter und freundlich dagegen. Dennoch erfahren wir aus Herodot und anderen Griechischen Schriftstellern, daß auch die alten Aegyptier für Lebensgenuss und selbst für rauschende ausgelassene Munterkeit nicht unempfänglich gewesen sind.

Neben der großen Zahl Griechischer Einbringlinge hat die Koptische Sprache einen reichen Fonds angestammter Kernwörter, von denen ein Theil, wie in den Sprachen der sogenannten Semitischen Völker (Hebräer, Aramäer, Araber), reduplizirt werden kann. Weiter scheint aber die Analogie mit den

Semitischen Sprachwurzeln nicht zu reichen: die Kernwörter des Koptischen sind sehr ungleich, kürzer oder länger, mit oder ohne Konsonanten-Häufung. Von der bis in die Wurzel hineinreichenden hohen Bedeutsamkeit des Vokals, wie sie z. B. das Hebräische und das Arabische zeigen, ist wenig zu entdecken; und die meisten grammatischen Zusätze, welche den Redertheilen ihren Rang anweisen oder ihre Dependenz andeuten, stehen mit den Kernwörtern in loser Verbindung. Abgeleitete Nomina sind größtentheils nur durch Präfixa kenntlich; das Wörtchen ma, Ort, Stätte, kann aber diesen Präfixen nicht so beigezählt werden, wie das mit ihm gleichlautende mā oder mā der Semitischen Sprachen, weil letzteres unmittelbar zur Verbal-Wurzel tritt, z. B. mānōs (Hebr.), Zuflucht, von nūs, fliehen; mānām (Arab.), Schlafstätte, von naum, schlafen, ersteres aber vermittelt einer Beziehungs-Partikel: ma-en-ekot, Ort des Schlafens. Eben so ist es mit rem, welches den Bewohner anzeigt, z. B. rem-em-phe (B. des Himmels), rem-en-kaghi (B. der Erde), d. h. himmlisch, irdisch.

Die Bezeichnung der Mehrheit ist sehr mannigfaltig: bald verändert man einen Vokal in der Mitte des Wortes, bald setzt man einen Vokal dem Worte vor, bald werden einfache Vokale oder Diphthongen angehängt, die einen vorhergehenden Vokal entweder unverändert lassen, oder dehnen, oder verkürzen, den Schluß-Konsonanten aber bisweilen austossen. Mit diesen Anfügungen ist öfter eine zum Theil durch Verschiebung bewerkstelligte Metamorphose des ganzen Wortes verbunden, z. B. jom (Meer), Plur. amaju; djo (Schiff), Plur. edjeu; mōit (Weg), Plur. mitōui; son (Bruder), Plur. sindoi. Diese verschiedenen Pluralformen erinnern an den alten Hebräischen Plural auf i, aj, oder ē; an die Aramäischen Plurale auf aja, oje, und an verschiedene Kollektiva der Araber, bei denen innere Umbiegung des Lautes mit und ohne Vor- oder Nachlaut stattfindet. Eine solche organische Regsamkeit, wie hier, zeigt das Koptische in keinem anderen grammatischen Gebiete.

Das Pronomen hat absolute Formen, von denen mehrere, besonders anok (ich), anon (wir), enthok (du), entōton (ihr) an die entsprechenden Semitischen erinnern. Der Bestandtheil ent, welchen auch die dritte Person zeigt (enthok, er, enthok, sie), muß von seinen Zusätzen getrennt werden, die, als einfache Urformen der verschiedenen Pronomina, unter den Namen Suffixa, Präfixa und Infixa das Nomen und Verbum begleiten können. Diese haben ihre verschiedenen Namen nur von der Stelle, die sie einnehmen; der Form nach sind sie mit einander und mit den abgefürzten Pronominal-Formen der Semiten wesentlich übereinstimmend. Als Suffixa, d. h. dem Worte angehängte Formen, bezeichnen sie fast immer obliquus Casus-Verhältnisse: djo-f, sein Kopf; ach'o-f, was ihm? ensō-f, nach ihm; (af) tano-f, (er) schickte ihn — sehr selten den Nominativ, das Subjekt des Verbuns, wie in pedj-of, er sprach. Wird ein Pronomen des Besitzes, was sehr häufig geschieht, seinem Substantive vorgelegt, nicht angehängt, so schiebt man es zwischen Artikel und Substantiv, daher es alsdann den Namen Infix erhält: so z. B. heißt uro, König; ph-uro, der König; p-ef-uro, sein König, wörtlich: der-sein-König, (ὁ ἐαυτοῦ βασιλεὺς). So sagt man: p-ek-djam, das-dein-Buch (το σου βιβλίον), von djam, Buch, pi-djam, das-Buch. Oft gebraucht man Infix und Suffix tautologisch zusammen: p-ef-uro-f, der-sein-König-sein; p-ek-djam-k, das-dein-Buch-dein.

Alle das Verbum konstituierenden Merkmale werden von vorn, obwohl sehr lose, angefügt, und sonach schließt es mit der nackten Wurzel. Die vorgesezten kürzeren oder längeren Wörtchen heißen Präfixa. Sofern diese das bestimmte Präsens andeuten, zeigen sie fast nur Pronominal-Bestandtheile. Die Präfixa der meisten übrigen Verbal-Formen sind mit symbolischen Lauten oder mit Trümmern irgend eines Verbum substantivum verbunden: als symbolisch erscheint uns namentlich das a des Perfekt, welches an das Augmentum syllabicum ā im Sanskrit (ε im Griechischen) erinnert und in der dritten Person beider Zahlen auch ohne Pronominal-Zusatz vorkommt: a-i-ōsch, ich habe geschrieben; a-k-ōsch, du hast geschrieben (gleichsam ε-αξ-γραψ statt ε-γραψ-αξ); a-l-ōsch, oder bloß a-ōsch, er hat geschrieben; au-ōsch, oder bloß a-ōsch, sie haben geschrieben. Das a der dritten Person und einige andere Präfixa können so weit von ihrem Verbum losgerissen werden, daß ein Subjektwort sammt seinem Artikel dazwischentritt, z. B. a-pi-pneuma ol-f, statt pi-pneuma a-ol-f, gleichsam ε-το-πνεύμα λαβ-αυτόν (für το πνεύμα έλαβε αυτόν), der Geist ergriff ihn. Zuweilen wiederholt man in solchem Falle das charakteristische a noch einmal unmittelbar vor dem Verbum, dann aber mit dem Merkmale des Geschlechts oder Numerus. Beispiel: a-ta-schēri as-chont e-ph-mu, meine Tochter ist nahe gekommen dem Tode. In diesem Sage ist das erste a bloßes symbolisches Zeichen der Vergangenheit; die Sylbe ta: der weibliche Artikel t mit dem zueignenden Infix erster Person; schēri, Tochter; as, das wiederholte symbolische a der Vergangenheit mit s, welches die dritte Person weiblichen Geschlechts bezeichnet; chōnt, die Wurzel nahe kommen; e, die Präposition zu; ph, der männliche Artikel; mu, das Substantiv Tod.

Es bliebe noch manche interessante Eigenthümlichkeit des Koptischen zu besprechen; und werden wir auch auf Verlangen damit zu Diensten stehen. Derjenige Leser, welcher bis zum Schlusse des freilich kurzen und harmlosen Artikels vorgebracht ist, erhole sich nun bei einer saftigeren Lektüre.

ΣΖ.

^{*)} Später unter dem Namen Tordenskjöld (Donnerschild) in den Adelsstand erhoben und zum Admiral befördert.

^{**)} Einige Beispiele: Der Koptische defective Imperativ al (nimme) erinnert an die Türkische und Mondschuische Wurzel al (nehmen); tāu (Berg), an das Türkische tau; phōt (fliehen) an das Ungarische futai (laufen); hēt (Herr), an hrid, heart, hjeret u. s. w. in den Indisch-Germanischen Sprachen; kudsch (klein), an das Persische küdsebek; magh in amaghte (beherrschen), an māha (im Sanskrit: groß), unser Macht u. s. w. — Den Semitischen Sprachen nähern sich Wörter, wie: emhon, Nase (Arabisch em); mōu, Wasser (Hebräisch mājīm); Arab. mā'; jom, Meer (Arab. jam, Hebr. jām); labol, Löwe (Hebr. lāhhi); die Zahlwörter: saad, zwei (Hebr. schne); achmān oder schmān, acht u. s. w.

^{*)} Wenn das suffixe Pronomen Subjekt ist, so muß man dies als eine seltene Ausnahme betrachten.

Moldau und Wallachei.

Die neueste Literatur in der Moldau.

Zu den Fortschritten der neuesten Zeit gehört vorzüglich der Aufschwung, den die Civilisation in den Donau-Fürstenthümern nimmt. Die Dacier waren noch Halbwilde, als sie Trajan erst kolonisierte; doch schon bald nach ihm überschwebten die Gothen, Hunnen, Slaven und andere wilde Völker dieses Land, so daß sich die wenige Römische Kultur in die hohen Karpathen Siebenbürgens flüchtete. Sie hatten die orthodoxe Religion angenommen; als sie Gregor IX. mit Gewalt zu Katholiken machen wollte, zogen sie wieder in ihre fruchtbaren Fluren herab, von Baccarache Rudolph der Schwarze 1241 nach der Wallachei und 1334 Dragos von Maree Muroş nach der Moldau. Auf diese Weise sind diese Fürstenthümer noch sehr jung und nicht zu verwundern, daß die Spuren der Barbarei noch wenig verwischt sind; um so mehr, da die Türken hier Jahrhunderte lang herrschten, da die Uneinigkeit des Adels und der Fürsten diese Länder bald um ihre Selbständigkeit brachte. Erst seit zehn Jahren hat der gegenwärtige Fürst viel für die Kultur des Landes gethan; erst seitdem sind einige Landstraßen angelegt worden, in einem Lande, wo die reichen Gutsbesitzer, Bojaren genannt, noch nie dies Bedürfnis gefühlt hatten. Dadurch haben auch die Straßenräuber abgenommen, und die Zahl der Verbrechen hat sich verringert. Die Städte haben eine gute Verfassung bekommen, und die Hauptstadt besitzt ein gutes Corps Pompiers. Besonders ist für die Organisation der Gerichte viel geschehen, und man arbeitet an einem Kataster, um das Hypotheken-Wesen zu begründen, welches allein dem Real-Kredit aufhelfen kann. Es ist nur zu wünschen, daß die Wahl der Form eines Hypotheken-Buches eine glückliche seyn möge.

Am wichtigsten ist der öffentliche Unterricht, wenn eine Nation Fortschritte machen will. Allein dieser muß auf der breiten Basis des Volksschulwesens angefangen werden, nicht mit dem Schlussstein, einer hohen Schule. Hier ist eine Akademie in der Residenz seit kurzem eröffnet worden; auch ist ein Kollegium in Jassy errichtet, ein auf Französische Art eingerichtetes Gymnasium; eine Kunst- und Handwerks-Schule ist ebenfalls in der neuesten Zeit entstanden, und dennoch beträgt die Anzahl aller Schulkinder im ganzen Lande nur 1200; so daß also besonders noch gar nicht an Volks-Schulen gedacht worden. In allen aristokratischen Ländern ist dies gewöhnlich die letzte Sorge.

Seit kurzem lehrt uns eine zu Jassy in Französischer und Moldauischer Sprache erscheinende, mit vieler Umsicht und Geschmacl redigirte Zeitschrift *) dies Land kennen; sie wird von einem Eingebornen geschrieben, der seine Landsleute mit dem Auslande bekannt machen will und eben so das Ausland mit der Moldau. Die gut geschriebene Einleitung nennt dieses Land *une ville posthume de Rome*.

Diese Zeitschrift ist sehr anständig gedruckt; allein im Lande ist das Publikum zu klein; es giebt hier nur ein paar Hundert sehr reiche Leute auf Millionen ganz arme, welche übler daran sind, als die Wilden im rohen Naturzustande. In dem ersten Hefte ist ein kurzer Aufsatz über die bei Gallatz jetzt näher bekannt gewordene Römische Stadt Sertina; eine durch mehrere Hefte gehende gründliche Beschreibung von dem benachbarten Bessarabien; besonders vorzüglich ist eine Novelle aus Moldauischen Chroniken vorgezogen. Die Heldin ist die schöne Roxandra, die Tochter des Fürsten Basil Lupo, der in der Mitte des 17ten Jahrhunderts lebte. Ihre Schwester war an den Fürsten Radzwill verheiratet. Ihr Vater wollte sie mit dem Fürsten Koribat vermählen; allein sie wollte den ihr bestimmten Bräutigam erst sehen. Unterdeß kam Timoahe, Sohn des Kosaken-Petmans Chmieliaski, als Kaufmann verkleidet, nach Jassy, überreichte in der Kirche der Prinzessin einige Blumen, worin sie eine Liebes-Erklärung fand; schnell eilte er zurück, und sein Vater schlug die Polen, welche unter Johann Kasimir, der vom Kardinal zum König avancirt war, die Kosaken zu Katholiken und Leibeigenen machen wollte. Majeppa und Johann Sobieski nahmen Theil, aber Koribat blieb, und der Kosaken-Sohn heiratete die schöne Roxandra.

Mannigfaltiges.

— Napoleon's Trauerspiel „Fektor“. Der bekannte Oesterreichische Dichter Johann Gabriel Seidl hat so eben in Wien eine Deutsche Uebersetzung der von Luce de Lancival nach einer Idee Napoleons und angeblich auch nach einem von ihm vollständig entworfenen Plane bearbeiteten Tragödie „Fektor“ herausgegeben. In der Vorrede zu diesem ganz im Charakter des alt-Französischen Trauerspiels gehaltenen, äußerlich eben so würdevollen als innerlich eiskalten Drama werden folgende interessante Notizen über dessen Entstehungsgeschichte, so wie über die früher versuchte Aufführung desselben, mitgetheilt: „Napoleon hatte, wie die meisten jungen Leute, welche gewackteren Geistes sind, in seinen Studienjahren mancherlei Aufsätze geschrieben, darunter auch — Verse. Da er mit Alexander dem

Großen, wie mit allen wahrhaft Gebildeten, die Vorliebe für den Altvater Homeros theilte, so mochte vielleicht schon damals in ihm die Idee rege geworden seyn, die vorzüglichsten Charaktere und Situationen aus der Ilias in den Rahmen einer Tragödie zusammenzudrängen. Konnte es auch für seinen Geist, in welchem selbst die Reime zu einem Achill lagen, etwas Anziehenderes geben, als die Gruppierung so gewaltiger Reden um den göttlichen Achilleus, als ihren Mittelpunkt? Er wählte daher aus dieser Gruppe den Fektor, als den menschlichsten Heros der Ilias, zum Gegenstande seines dramatischen Versuches, welchen er nach der Belagerung von Toulon begonnen haben soll. Wann und unter welchen Einflüssen er mit seinem Brouillon fertig ward; in welchen Zeiträumen er das Werk ins Reine arbeitete, und wie er sich mit der Form zurecht fand, darüber läßt sich nun freilich nichts ermitteln. Nur so viel ist bekannt, daß er als erster Konsul das Manuskript wieder zur Hand nahm und auf den Einfall gerieth, es zur Darstellung zu bringen. Als ein Mann der Entwürfe, welcher als Feldherr daran gewöhnt wurde, nur die Idee zu geben und das Detail dienenden Kräften zuzuweisen, nahm er auch in schriftstellerischer Beziehung keinen Anstand, seine Tragödie „Fektor“, die noch einer gut angelegten, aber roh ausgemeißelten Statue gleich, einem Kenner vom Fach zu übergeben, damit er sie, mit Beibehaltung des ursprünglichen Planes, glätte und für die Bretterwelt zureichte. Allein das Kriegsgetümmel vercheuchte die Muse wieder aus Napoleon's Zimmer, und erst als Kaiser nahm er seinen „Fektor“ wieder vor und vertraute ihn dem Professor Luce de Lancival an, welcher zur Zeit dieses Werkes vorzugsweise geeignet schien, da er ein genauer Kenner der Klassiker und namentlich des Homer war, wofür dessen episches Gedicht „Achille à Scyros“ den deutlichsten Beweis liefert. In fortwährendem Einvernehmen mit dem Kaiser und unter dessen unmittelbarer Censur, nicht feilend, sondern auch ändernd und ganze Scenen und Charaktere beseitigend, welche dem theatralischen Effekte Eintrag zu thun schienen, hatte dieser nunmehr das Manuskript so weit appretirt, daß man es ohne Bedenken dem Comité des Théâtre français zum Behufe der Darstellung übersenden konnte. Die Einwendung fand — wie natürlich — anonym statt, und das Stück wurde — zurückgewiesen. Da erschien Tags darauf plötzlich vor den Schauspielern ein Stallknecht des Kaisers in seiner Arbeitsjacke mit einer Rolle und einem Billet folgenden Inhaltes: „Les acteurs du théâtre Français joueront d'aujourd'hui en un mois la tragédie qu'ils ont eu la bêtise de refuser. Napoléon.“ („Die Schauspieler des Théâtre français werden binnen einem Monate von heute an das Trauerspiel, welches zurückzuweisen sie die Athernheit hatten, zur Darstellung bringen. Napoleon.“) Die Pille wirkte. Die Tragödie wurde mit aller Eile und möglichstem Fleiße einstudirt. Die theatralischen Notabilitäten Talma und Mlle. Duchesnois übernahmen die Hauptrollen. Am 1. Februar 1809 fand die erste Aufführung statt, sie hatte den günstigsten Erfolg. Luce de Lancival, welcher dem Kaiser seinen Namen als Maske leihen mußte, erhielt von ihm das Kreuz der Ehrenlegion und eine Pension von jährlich 6000 Francs. — Der Kaiser besuchte die Vorstellungen seines Stückes mehrmal und fühlte sich auffallend geschmeichelt, wenn Verse, in welchen er manche seiner Lieblings-Ideen deutlich ausgesprochen hatte, vom Publikum, dem das Vorgefallene nicht ganz fremd geblieben war, rasch aufgefaßt und beziehungsweise lebhaft beklatscht wurden.“

— Opposition aus Versehen. Wie ernst der Kampf, den die Französische Geistlichkeit seit kurzem wieder gegen die Universität begonnen, auch erscheinen mag, so ist es doch kein Ruhm für die Verländerer des göttlichen Wortes, daß ihre Opposition mitunter eine etwas systematische und unlautere ist, wie man aus folgender Anekdote sehen kann:

Herr Barthélemy de St. Hilaire, Professor der Philosophie am Collège de France in Paris, las in voriger Woche über die Kategorien des Aristoteles, als er auf einmal mitten in seinem Vortrage von einem jungen Abbé unterbrochen wurde, welcher sich von seinem Sitze erhob und zu ihm sagte: „Herr Professor, ich sehe mich genöthigt, gegen Ihre Worte zu protestiren.“

Prof. Welche Worte meinen Sie, mein Herr?

Abbé. Unter den Kategorien des Aristoteles sind Angriffe gegen die Jesuiten verstanden. Ich sehe mich also genöthigt, gegen Ihre Worte zu protestiren.

Prof. Ohne die Gründe Ihrer Protestation zu prüfen, will ich Ihnen nur ganz kurz sagen, mein Herr, daß in meinen Vorlesungen von den Jesuiten gar nicht die Rede ist.

Abbé. Sie haben aber doch angezeigt, daß Ihr ganzes Semester von der Geschichte der Jesuiten handeln würde. Oder sind Sie vielleicht nicht der Herr Professor Edgar Duinet?

Prof. Nein, mein Herr; ich habe nicht die Ehre, dieser zu seyn.

Abbé. O, dann bitte ich um Verzeihung. Ich habe mich in der Nummer des Auditoriums geirrt. Ich gehe auf der Stelle zu Herrn Edgar Duinet, um ihm zu sagen, daß ich mich genöthigt sehe, gegen seine Worte zu protestiren.

Der Abbé verließ das Auditorium unter dem schallenden Gelächter der Zuhörer, die ihm nachgingen. Er trat wirklich in das Zimmer, wo Edgar Duinet liest; aber man bemerkte bald, daß der Abbé vor den lauten Beifallsbezeugungen der Zuhörer des Herrn Edgar Duinet nicht dazu kommen konnte, gegen die Worte desselben zu protestiren.

*) Le Glaneur Moldo-Valaque, Journal statistique, littéraire et industriel, par une Société des hommes des lettres.